



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 154.

Mittwoch, 6. Juli

1927.

(7. Fortsetzung.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elisabeth Dill.

Man nahm Platz, und Marga schaute sich um. Ein goldstrahlender Saal, goldener Stuck an buntbemalter Decke, mit blauem Damast bespannte Wände, blinkend gedeckte Tische, Kristall. Duftende frische Rosen, weißer Nickerchen wuchs aus hohen chinesischen Vasen, in prächtigen mit Karpathiden geschmückten Marmorkaminen flammten Holzfeuer. Helle Smyrna-teppiche dämpften die Schritte der Lakaien, die mit ihren Tablettchen von Tisch zu Tisch gingen. Alles ging wie auf Fild. Lautlos, angenehm, korrekt.

Ringsum saßen festlich gekleidete Männer im Frack oder Smoking und Frauen, deren schimmernder Schmuck im Haar und an der Brust glitzte.

Was waren das für Menschen ringsum? ... Wie kam Bianca zu diesen Männern, in diesen Klub? ... Es schwindelte ihr leicht ... Sie atmete den Duft der süßen Orchideen vor ihr in der großen, schweren geschliffenen Vase ... Ein Treibhaus tauchte vor ihr auf, das Schloß der Mutter, ein Wald von rötlichen Orchideen, schwer, betäubend und süß, ihre Jugend und das elterliche Haus. — Wie kamen diese fremden Leute zu diesen überladen reichen Toiletten, diesen kostbaren Pelzen, diesen Autos, mit denen sie ankamen und fortzufahren?

Ein Lakai brachte den Sekt und goß ein. Eine Schüssel mit Austern auf Eis, von Zitronenscheiben umlegt, erschien vor ihren Augen.

Wie lange hab' ich keine Austern mehr gesehen, dachte sie.

Kaviar und Hummer wurden auf gläsernen Wagen herangeholt, pikante Salate, köstlich angerichtet und verlockend, dazu geröstetes Brot, frische eiskalte Butter ... Dann kam das warme Souper, das aus drei leichten Gängen, Pastete, Fisch und Geflügel, bestand.

Die Feste ihrer Mutter standen vor ihr auf, die eine berühmte Küche geführt hatte, und dagegen Fedors einfaches Mahl heute abend, das er unter Kameraden einnahm ... Ein Bierabend, Eisbein mit Sauerkraut, es war obligatorisch, das Billigste ... Armer Fedor ... er beklagte sich nie. Anderen geht's noch viel schlechter.

Die lautlose, korrekte Bedienung durch Lakaien in schwarzen Livreen, alles machte den Eindruck einer intimen Gesellschaft. Jeder Tisch speiste für sich, doch schien man sich zu kennen. Die Unterhaltung an ihrem Tisch wurde englisch geführt. Überall sah sie elegant gekleidete Menschen, meist torpulent, ältere Leute. Vergebens suchte sie nach einem bekannten Gesicht ... nach einem bekannten Typ. Von all diesen Menschen, die hier Champagner tranken und Kaviar aßen, konnte sie sich nicht denken, woher die kamen und was sie taten.

Ein Genuß war es einmal wieder, schön gekleidet an reichgeschmückter Tafel zu sitzen, den Duft seltener Blumen zu atmen ... und seine Musik zu hören. Wunderbar sangen die Geigen, fein distret, überzeugend ... Alle diese süßen Melodien waren ihr neu ... und erinnerten sie doch an verbliebene Feste ... an strahlende Spiegelsäle mit Kerzengeflimmer und dem Geschwirr hunder gleißender Uniformen.

Alle diese Menschen schienen zu ihrem Vergnügen zu

leben. Aber wo hatten sie ihre Vermögen errafft oder wie hatten sie sie zu erhalten gewußt, nach diesem allgemeinen Bankrott? Es schien doch noch viele zu geben, denen es prächtig ging. Weshalb traf das Schicksal uns gerade so hart? Selbst die Verhältnisse in Usingen waren um vieles bescheidener geworden. Man sparte an allem, an den Anlagen im Park, es wurde Gemüse gepflanzt, statt Blumen, an der Tafel gab es nur ein Gericht, nur noch an Festtagen Wein.

Biancas Onkel ging fast immer selbst mit den Holzbauern durch seine Wälder, und seine Söhne halfen beim Holzfällen und beschäftigten sich am Bau und bei der Feuernte.

Alle diese Bilder bedrückten sie und preßten sich in ihr Gehirn wie schmerzende Gegenstände ein ... Sie nahm zerstreut von den großen Platten irgendetwas, zerplückte mit seinen Händen eine blaue Brüsseler Weintraube auf ihrem Teller, nahm etwas Sekt, etwas Portwein, etwas schweren Pfälzischen Wein, aber alles fast eigentlich ohne Bewußtsein. Sie wurde nicht froh zwischen diesen Menschen, sie fühlte sich unter ihnen fremd und dachte an Fedor ... suchte ihr Gewissen zu beschwichtigen. Ist er nicht auch ausgegangen und bleibt die Nacht in der Stadt? Aber er sitzt unter seinen Kameraden, dachte sie dann ... und ich? Unter welchen Menschen sitze ich hier?

Das war also jener Bräta, den Bianca zu ihrem Bilderverkäufen mit hergebracht. Ein schlanker, tiefbrünetter Mann mit blauschwarzem Haar, dunklen Augen, gelbem Teint und mageren Händen ... In seinem Frack sah er gut aus, große, graue Perlen glänzten an seinem Hemdeinsatz.

Er war hergekommen zwischen zwei Aktionen in Paris und Antwerpen, wegen eines möblierten Palais, das er vorhin mit Jo beschäftigt hatte und das er ihm abgeraten hatte, zu kaufen ... Nur einige Gobelins hatte Jo erworben, herrliche flandrische Stücke aus dem sechzehnten Jahrhundert.

„Hätte ich jetzt Geld, ich hätte sie selbst genommen“, sagte Bräta.

Wo er lebte, fragte Marga.

Bräta lächelte ... überall ... bald in Madrid, bald in Frankreich. Er war international, fühlte sich nirgendwo fremd und nirgendwo daheim.

Schrecklich ...

„Schrecklich, warum? Ich will keine Wohnung mit Telephon, stehe in keiner Liste, bin in keinem Adreßbuch zu finden und brauche keinem Land Steuern zu zahlen. Ich reise nur herum ... schöpfe das Leben aus ... Manchmal mache ich halt, wo es mir gefällt, aber ich kann die Ruhe nicht lange vertragen ... Sowie ich mit dem Verkauf meiner Bilder fertig bin, gehe ich nach Ostafrika.“

Bianca besprach mit Bräta die Verpackung ihrer Bilder. „Wohin darf ich sie Ihnen senden?“

Er gab ihr eine Privatadresse an. Er wohnte in Antwerpen bei einem Freund ... nicht im Hotel ... Sie trug sie sich in ihr winziges Notizbuch ein, das von ähnlichen Adressen dicht bepflanzt war.

Der Amerikaner schenkte Sekt ein, er fand, daß Frau Marga gar nicht trinke. Immer wieder rief er den Kellnern zu, ihr doch noch einmal anzubieten. Sie lehnte das ab, ein feines Rot stieg in ihr Gesicht. Es war, als ob sie jemand aus Mitleid eingeladen habe, sich einmal satt zu essen an diesen Lederbissen, die aufgetragen wurden und verschwanden wie ein Märchen.

Kannte Fedor solche Klubs? ... Das Gift tat seine Wirkung, langsam, aber sie spürte es ... es regte sich ... vergiftete ihr den unschuldigen Genuß ... Wo mochte er sein? Sah er noch in dem Kasino, bei seinen Kameraden? Oder hatte er das Haus schon verlassen und ... wohin gingen sie nachher? Weshalb kam er immer so spät von diesen Festen heim? Das letztemal war er gegen fünf gekommen und einmal sogar morgens um sieben. Eine kalte Dusche, ein trockenes Brötchen, im Stehen eine Tasse Kaffee, so war er auf das Werk gegangen ... Sie hatte ihm keinen Vorwurf gemacht, es war das einzige Mal im Monat ... Aber heute dachte sie ... und ich und ich? Was hat man mir geboten?

„Es war mir wirklich ein Vergnügen, Sie kennen zu lernen“, sagte Jo mit seiner angenehmen, halblauten Stimme zu Marga. Er war etwas verfettet, hatte ein gerötetes, aber gutgeschnittenes Gesicht, das von beherrschter Gutmütigkeit und Klugheit zeugte.

„Bianca hat von Ihnen oft gesprochen. Ich nehme an Ihrem Schicksal Anteil.“

„Schicksal? Habe ich denn eins?“ Marga zuckte die Achseln.

„Jeder Mensch hat ein Schicksal ... das kleinste, unbedeutendste ist wert, beachtet zu werden ... und das Ihrige hat mich gerührt ... Eine junge, talentvolle Frau begraben in einer Ehe, pardon, die glücklichste Ehe ist für eine Künstlerin immer eine Art Begräbnis, im besten Falle eine Sackgasse ...“

„Oh, mein Talent war nicht so groß, ich werde kein Bild mehr los ...“

„Das liegt nicht an den Bildern, sondern an der Zeit. Wenn eine Frau sich mit ihrem Talent jahrelang durch den Verkauf ihrer Bilder zu erhalten wußte, so müssen diese Bilder einen bestimmten Wert gehabt haben, wenigstens für diejenigen, die sie kauften ... ich bin nicht ganz unorientiert, Madame ... Ich halte mir deutsche Zeitungen und habe den Krieg mitgemacht — zwar dort drüben ... und ich verstehe nicht, daß Sie Ihr Talent in die Ede stellen, weil Sie verheiratet sind ...“

„Sehen Sie mich an, ich bin der Sohn eines Ziegelarbeiters, schöne Frau. Ich hatte neun Geschwister, ich lernte in einer Fabrik, aber während ich lernte, hab' ich gelernt, verstehen Sie, wie man es besser macht ...“

„Nun, dann bitte ich um Ihren Unterricht, mein Herr“, sagte Marga. „Wir schinden uns ab und gehen in der Tretmühle ohne Hoffnung ...“

„Das liegt aber nur an Ihnen“, sagte Jo, das Champagnerglas beiseite schiebend. „Vor allem wohnen Sie viel zu weit draußen ... Dort sollten nur Leute wohnen, die ihr eigenes Auto besitzen.“

„Und wo sollen wir hinfahren?“

„In eine Dachkammer, meinetwegen, aber im Zentrum bleiben ... Sie verlieren sonst den Zusammenhang mit der Welt ... Der weite Weg kostet Nerven und Zeit, und damit sollte man nie verschwenden ... denn die kann man nicht kaufen ... Besitzen Sie denn gar nichts mehr?“

„Doch, ein paar Pakete wertloser Aktien ...“

„Was sind das für Aktien?“

„Staatspapiere und holländische Staatsaktien ...“

„Und weshalb verkaufen Sie sie nicht? Was rät Ihnen Ihr Bankier?“

„Ihr Bankier!“ rief Bianca. „Sie haben weder ein Safe, noch ein Konto, in einem Wandschrank liegt das ganze Vermögen!“

„Welche Unvorsichtigkeit“, wandte Bräta ein und strich seine Nase in den Becher ... „Ist denn die Gegend wenigstens sicher?“

„Sicher?“ Marga zuckte die Achseln ... „Vorläufig sind wir die einzigen, die in der Straße wohnen, aber zu uns kommen keine Diebe, es ist ihnen zu weit. — Wenn sie die bescheidenen Kassen der Händler leeren

lehren sie gleich um, es lohnt sich nicht, bei uns ... Übrigens ist es kein Wandschrank, sondern ein festes, in die Mauer eingelassenes Safe ...“

„Und darüber hängt eine Landschaft von Potter, die das Mädchen hoffentlich die Woche einmal abstäubt“, warf Bianca hin.

„Gnädige Frau, das ist eine gefährliche Sache. Ich würde die Aktien doch einem Bankier geben“, riet der Amerikaner.

„Mein Mann hat eine Abneigung vor Banken ... Er hat einmal viel Geld dort eingebüßt ...“

„Und von der Vitrine sagst du gar nichts?“ rief Bianca. Und sie beschrieb das alte kostbare Stück. „Sie müssen es unbedingt sehen, Baron. Der Schrank ist zwar verschlossen und den Schlüssel hat mein Better.“

„Nun, diese Schränke sind ja auch auf andere Art zu öffnen“, sagte Bräta.

„Wie denn?“

„Man dreht sie um und schraubt die Rückwand ab, die meist eingeschraubt ist.“

„Ah ...“

„Und nun, meine Idee“, fuhr Bianca fort. „Wann reisen Sie, Bräta?“

„Morgen mit dem Frühzug, acht Uhr zwanzig ...“

„Geht es nicht mit dem Mittagszug?“

„Leider nein, es ist alles bestellt und bestimmt, man erwartet mich ...“ (Fortsetzung folgt.)

Lulise.

Von Ernst Glaeser.

Sie war noch blonder als ihr Name. Die federnde Leichtigkeit ihres Haars, ihr lautloser Schritt und die stille Unbedenklichkeit, mit der sie die Blumen im väterlichen Garten pflückte, besonders aber ihre Stimme, deren Tönung unvergleichlich zart war, hatte es uns angetan, und jeder, den sie ansprach mit Worten wie: „Guten Tag“ oder „Was machst du?“, war für Stunden in einem jener wunderbaren Knabenrüsche, die sich immer in Tapferkeit oder plumper Vertrauensseligkeit äußern. Auf den großen Wiesen am Fluß wo das Gras schon sauer wird und scharf, das man sich schneiden kann, wurden große Schlachten in ihrem Namen geschlagen und es gab niemanden, der nicht für ein Lächeln von ihr todesmutig in den Knabentod des Soldatenspiels gestürzt wäre. Der Zauber, der von ihr ausging, verfolgte uns bis in die dunkelsten Schulkunden, in flüchtigen hartgeschnittenen Buchstaben, rot oder tintenschwarz ausgelegt, stand ihr Name auf den trostlosen Schulbänken der Klassenzimmer, ja, es kam oft vor, daß bei frostklarem Wetter auf den beschlagenen Scheiben in breiten Strichen und zärtlichen Schnörkeln „Lulise“ zu lesen war, ein Ruf, der aus kaum geahnten Provinzen des Lebens über uns Knaben hing wie die große, purpurne Fahne einer gemeinsamen Sehnsucht.

Man erzählte sich tolle Dinge von ihr, sie solle einem Assessor schon heimlich verlobt sein, einem Mann, der einen goldenen Kneifer trug und unangenehm rote Hände hatte; ihr Vater, von dem man kaum mehr wußte, als daß er sehr reich sei und sein Geld auf Reisen verlege, hätte diesen Mann für sie ausgesucht, sie selbst sich ihm gefügt mit einem Lächeln, das wir alle kannten, da es uns durch und durch ging, wenn wir sie trafen. Unsere Klasse war eine gute Klasse, wir erreichten immer ohne große Anstrengung das Jahrespensum und bei den geselligen Schulfesten wurde stets einer von uns ausgesucht, der mühelos und mit seltener Souveränität einen Gesang aus der Obsolette aufsaute. Auch die Aufsatzthemen, die man uns stellte, waren schon für die reifere Jugend — und einmal, ich glaube, es war im zweiten Kriegsjahr, stellte man uns vor die große Frage: „Warum muß Deutschland siegen?“ Ein Thema, das bei uns ein Gewitter von Fantarentönen entfesselte und in gehobener Prosa, bei manchen sogar in freien Rhythmen beantwortet wurde.

Damals blühten gerade die Kastanien und die Lust troff von Sonia. Lulise trug ein artiges Kleid aus leichtem Musseline, man konnte den Wind sehen, wie er um ihre Schultern spielte. Abends, wenn der Himmel sich langsam verdunkelte wie eine überreife Frucht, sahen wir sie oft im Garten, der an die Wiese stieß, wo wir Fußball spielten. Sie ging, den Rod immer leicht gerast, über die gelben Kieswege zwischen den Beeten mit einer Lautlosigkeit im Schritt, vor der uns der Atem stockte. Wir wußten, daß sie uns sah. Unser Spiel nahm darauf eine Heftigkeit an, die untönellos war, aber verbiß. Kein Schrei oder ermunternder

Zuruf stieg hoch, es wurde schweigend gekämpft, mit ge-
prektem Atem. Luise näherte sich langsam dem Zaun, hinter
dem Radieschen wuchsen, hob sich ein wenig und sehr graziös
auf die Fußspitzen und sah uns mit einem Lächeln zu,
während ihr Haar blond in der Abendluft wehte und eine
Welle von Zärtlichkeit zu uns herüberschickte, vor der uns
die Hände schwer wurden. Niemals mehr in meinem Leben
ist mir ein ähnliches Geheimnis begegnet wie dieses Lächeln
eines sicher ahnungslosen Mädchens, unter dem die Knaben
mit einer Bravour und Erbitterung kochten, wie sie nur in
alten Büchern zu lesen ist. Hier in diesen Knabenspielen
war der Kampf wieder zu jener verehrenden Geste geworden,
mit der einst verschollene Geschlechter ihren Frauen huldigten,
und wenn auch die Romantik dieser Verehrung durch die
Kampfmethoden der folgenden Jahre erfrischend widerlegt
und zerstört wurde, eine schönere Melodie hat niemals über
meinem Leben gelegen, als an diesen Abenden, wo wir alle
kämpften, um alle zu gefallen.

Es war im Sommer, über den Wiesen schwebte der
brennende Geruch der ersten Heuernte. Luise stand am Zaun,
einen leichten blauen Schal um die Schultern, als von dem
starken Tritt des linken Stürmers der Ball, haushoch ge-
schleudert, in scharfer Senkrechte in den Garten flotzte, in
dem das Mädchen stand. Wir erschrocken und starteten mit
hochroten Köpfen in die Luft. Der Himmel war schon violett
getönt, es war gegen neun Uhr. Langsam, ohne weiter nach
uns zu sehen, wandte sich Luise nach der Tiefe des Gartens
zu, hin auf das Gebüsch, wo der Ball zu vermuten war. Sie
verschwand hinter einer Wand Spalierobst, nur ihr helles
Kleid tunkte manchmal hier, manchmal dort durch die Luft.
Als sie an dem Gebüsch sein mußte, verloren wir sie aus
den Augen, denn vom Fluß her stieg die Nacht hoch und trug
zierig das Licht, das noch auf den Wiesen spielte. Wir
warteten. Es war kein Laut zu hören. Jeder von uns
wußte, daß etwas Entscheidendes bevorstand. Plötzlich löste
sich unser linker Stürmer aus der Reihe, ging schnell auf
den Zaun los, griff ihn, daß die Drähte zitterten, und schwang
sich mit einer Verwegenheit, die wir nicht begriffen, mitten
in den Garten. Wir rückten zusammen. Leise wagten sich
die ersten Worte hervor. „Was wird mit Luise...?“ An
den Ball dachte niemand. Wir sehten uns an den Rain
und warteten. Es war dunkel, nichts regte sich im Garten,
nur durch seine Bäume turnte der Wind. Plötzlich begann
einer zu reden. Unser Primus in Mathematik. „Kinder“,
sagt er, „das sieht nach Verabredung aus... Die wollen
allein sein.“ Sein Lachen klang häßlich und alt. Wir
mußten ihm recht geben, denn bald sahen wir ein weißes
Kleid, dem ein Schatten folgte, im Gartenhaus verschwinden.

Als am nächsten Morgen in der großen Pause der linke
Stürmer grobe Andeutungen machte, welche ein „fabelhaftes
Weib“ Luise sei, wußten wir, daß wir eine Gemeinsamkeit
verloren hatten, aber es fehlten uns die Worte, es zu sagen.

Denn wir waren noch nicht so lebensstüchtig und ge-
wandt, uns mit Metaphern zu trösten. Sonst hätte viel-
leicht einer vom „verlorenen Paradies“ gesprochen und den
Fußball mit dem Erzengel des „feurigen Schwerts“ ver-
glichen...

Wer einmal stiehlt — —!

Von Gabriele Csehhard.

1.

Vor dem Diner zu Hause.

Der Ehemann: „Bist du bald fertig?“

Die Dame: „Gleich, gleich! Nur noch in die andere
Sandtasche umladen!“

Der Ehemann: „Nimmst du die Goldene?“

Die Dame: „Natürlich! Dazu ist sie doch da!“

Der Ehemann: „Du hast eine so eigentümliche Art,
deine Sandtaschen rumliegen zu lassen, das macht mich
immer ganz nervös. Und besonders noch die Goldene!
Tu mir den Gefallen und daß etwas darauf auf, wenn sie
weg ist, ist sie weg!“

Die Dame: „Zweifellos. Aber ich bitte dich, in einer
Privatgesellschaft!“

Der Ehemann: „Es ist alles schon dagewesen!“

2.

Nach dem Diner bei Fischers.

Die Dame sitzt zwischen zwei Herren in der Bibliothek
und läßt sich amüsiert den Hof machen. Der Ehemann
streicht unzufrieden durch die Zimmer (das Essen war lang-
weilig und die Tischdame uninteressant — oder umgekehrt).
Da sieht er auf dem Notenschrank im Musikzimmer etwas
blicken — und wirklich, es ist die goldene Tasche! Er steckt
sie ein, zugleich ärgerlich und erfreut. „Der Schreck, den
meine Frau haben wird! Großartig!“

3.

Einige Stunden später. Unter den Bekten gehen der
Ehemann und die Dame. Sie winken einem Auto und
steigen ein.

Der Ehemann (holt die goldene Tasche heraus): „Na,
und hier hast du also deine Tasche wieder, du hast den Ver-
lust noch gar nicht bemerkt, was?“

Die Dame (lachend): „Das ist ja großartig! Hier ist
meine Tasche! (Sie hält sie ihm unter die Nase.) Du weißt
nicht mal, wie meine Tasche aussieht! Und stibitzt hast du
noch dazu! (Sie biegt sich vor Lachen.) Hahaha!“

Der Ehemann (zettelt sich in den Ärgern): „Da ist gar
nichts zu lachen! Das kommt bloß davon, daß ich durch deine
Nachlässigkeit schon irritiert war! Lache jetzt nicht, ich bitte
dich! — Chauffeur!“

Die Dame: „Nein, bitte, setze mich erst zu Haus ab, es
ist spät genug.“

Der Ehemann fügt sich stöhnend. Nach ungefähr drei-
viertel Stunden landet er wieder vor dem Haus, steigt aus
und läutet, aber der Portier liegt fest auf beiden Ohren.
Schließlich gelingt es, ihn zu wecken und der Ehemann klopft
an dem erzürnt Öffnenden vorbei und die Treppe hinauf.
Bei Fischers läutet er Sturm, es öffnet Frau Fischer höchst-
selbst, noch in Gull dreh.

Der Ehemann (keuchend): „Gnädige Frau, verzeihen
Sie die Störung, ich habe — ich habe — irrtümlich — ich
war natürlich ganz ahnungslos — ich glaubte, meine
Frau —“ (er hält ihr die Tasche hin).

Frau Fischer (außerordentlich kühl): „Ach wie gut, daß
die Tasche da ist — sie gehört Frau Konsul Müller, wir
haben drei volle Stunden danach gesucht — vor fünf
Minuten sind die Herrschaften erst gegangen, da werde ich
doch gleich anrufen. Aber es fehlt noch die große, graue
Perle aus Frau Direktor Schusters Armband — haben Sie
die vielleicht auch, Herr —?“

Schabernack.

Von August Ubelader.

Auch ihn hat es nun erwischt, den Kanaleirat a. D.
Egidius Wansl; er hat geheiratet, der hartgesottene Jung-
geselle! Aus war es nun mit den gewohnten Weinfrüh-
schoppen im Kreise seiner Spezeln, denn Frau Euphrosine
führte ein strenges Regiment und wußte für ihren Gatten
jeden Vormittag eine Beschäftigung im Haushalt. Gegen
Frühschoppen aber bäumte sich ihr sehr stark ausgeprägter
Sparsamkeitssinn.

Sehnsüchtig schaute Egidius zum Fenster hinaus, wenn
die Uhr die zehnte Morgenstunde schlug, denn nun kamen sie,
seine Freunde, und saßen im traulichen Weinhaus um den
runden Tisch. Er aber konnte zu Hause Blumen gießen,
Vögel füttern und andere häusliche Annehmlichkeiten ver-
richten. Da — ein Sonnenstrahl: eine Devesche meldete für
den Abend die Ankunft der Frau Schwiegermama.

Frau Euphrosine mußte noch rasch Kaffeelucken baden,
und Egidius erhielt den Auftrag, schnell ein Duzend frische
Eier am Markte zu holen. Er sollte aber schöne, frische Eier
herausuchen und sich keine Kisteneier aufhängen lassen.

Seelenveranlagt sprang Egidius mit seinem Marktnebe
fort, kaufte bei der nächsten Händlerin ein Duzend Eier
und eilte dann ins Weinhaus, jubelnd begrüßt, aber auch
gehänselt von seinen Spezeln.

Vor lauter Glückseligkeit merkte es Egidius gar nicht,
daß einer seiner Freunde das Marktneß mit den Eiern
nahm, damit verschwand und es nach einiger Zeit wieder
an den Garderobenagel hing.

Er trank seine zwei Schoppen, versprach öfter zu
kommen, denn er werde nun zu Hause zeigen, daß er der
Herr sei. So sagte er, obwohl er wußte, daß der Anblick
von Euphrosine genüge, sein Vorhaben aufzugeben.

Sprungweise eilte er nun nach Hause, vergaß aber
nicht, am Marktbrunnen sich den Mund ausspülen, da-
mit sein Verbrechen nicht ruckbar werde.

Als er heimkam, stand Euphrosine mit in die Hüften ge-
stemmten Armen in der Küche und tadelnde Worte über
sein langes Ausbleiben übergoßen ihn.

Er log, daß er überall herumgelaufen sei, bis er so
schöne Eier fand. Dann ging er feuernd ins Wohnzimmer
zum Blumengießen und Vögel füttern.

Da — ein Schrei aus der Küche, ein zweiter, ein dritter.
Er eilte hinaus: am Stuhle saß, zum erstenmal sprachlos,
Euphrosine und deutete mit der Hand nur auf den Küchen-
tisch. Dort lagen drei aufgeschlagene — hartgesottene Eier.

Reisespruch.

Folge der lockenden Sonne
Weiter ins blühende Land;
Koste der Wanderung Borne,
Soweit deine Träume gespannt.

Trinke die Schönheit der Erde
In nimmer gesättigten Blick;
Und auf schimmernder Fährte
Mit dir schreite das Glück!

Silbernen Glanz deiner Sterne
Nimm als frühliches Reiseschenk;
Doch selig-trunken der Ferne,
Bleibe der Heimat gedenk! Heinrich Heine.

Idyll im Nahetal.

Von Hans Gassen.

Münster am Stein!

Der Name schon strömt Friedsamkeit und Behagen aus. Und kommt man erst hin an einem schönen, stillen Sommertage, so sinkt man ein in ein Idyll, so innig und beglückend, wie es uns selten in unserem an verträumten Erdenwinkeln reichen Vaterland zuteil wird. Der Rheingrafenstein, der dem Bad den Namen gegeben, steht trüb und steil über der langsam und gemächlich dahinfließenden Nahe. Wenn man den Berg vor sich liegen sieht, meint man, man erlebt es nicht, bis man seinen Gipfel erstiegen. Und ist doch in einer Viertelstunde auf bequemen Serpentinwegen, die immer neue überraschende Ausblicke gewähren, emporgewandelt. Zuvor aber muß man sich in einem schwerfälligen Kahn von einem alten Manne mit Hilfe eines dünnen Drahtseils, das über den Fluß gespannt ist, hinüberbringen lassen und durch einen Wirtsgarten hindurch, in dem Eichbäumen und ein leibhaftiges Reh hinter Gittern sitzen und allerlei Märchenfiguren anmutig im Grase stehen.

Der Blick vom Rheingrafenstein ist herrlich: Kreuznach liegt in einem Talausschnitt, die zerklüftete Ebernburg des Siedingers grüßt von einer andern Seite, und gerade unter uns liegt Münster mit seinen Gärten, Häusern, Gasthöfen und den vielen, vielen Blumen. Um all dies aber schließen sich Berge und Wälder, wie eine himmlische Mauer, zu schirmen das Idyll.

In der Nähe des Kurparks dreht sich ein mächtiges Mühlrad, langsam und bedächtig; manchmal hält es, wie um Atem zu holen, inne, dann geht die unendliche Reise weiter. Dieses Rad, das irgendwie zu den Gradieranlagen gehört und salzige Wasserperlen durch den blauen Sommertag fläuben läßt, ist das Symbol von Münster am Stein. Es gibt den Rhythmus an, nach dem das Leben hier abrollt, und dieser Rhythmus ist stadtfest, geruhsam, die Nerven wie mit Mutterhänden streichelnd.

Neben den Gradierwänden, die ausschauen wie mächtige Schlehenscheiden im Winter, liegt der Kinderspielsplatz. Das ist nun eines der wichtigsten Dinge, die es in Bad Münster gibt, denn bleiche Buben und Mädchen, die sollen hier rote Baden bekommen, und dazu gehört, neben Sonne und Waldbaum, ein richtiger Spielsplatz mit viel Sand, in den man sich eingräbt bis zum Hals. Und die Alten sitzen daneben in der Schweizer Milchtur und schlürfen Joghurt, Kefir oder auch einfache frische Milch. Der Rundlauf hängt, als ich da beschaulich in der Sonne sitze, unbenutzt. Und da kommt der lustigste aller Buben, der helle, lachende Sommerwind, und wirbelt die hölzernen Stäpalein des Rundlaufs durcheinander, daß sie an die eiserne Stange schlagen, um die sich das Spielzeug dreht. Es klingt wie das Geläute der Alpenflühe. Und in den Augen der Kellnerin, die gewiß aus den Bergen ist, glänzt ein wenig Heimweh auf, ein wenig Heimweh und Sehnsucht.

Der schönste Winkel aber in Münster ist der Bienenhorten.

Viele, die wochenlang tagtäglich zur Nahe gingen, werden ihn nicht beachtet haben. Ein alter Kirchturn, durch den man zur Wohnung der Gemeindegemeister gelangt, ein Durchblick ins stille Grün, eine uralte, verrostete Laterne ohne Gläser über der Tür und eine schöne, blühende Linde. Das ist der Bienenhorten.

Gewiß nichts Besonderes.

Und doch genug für eine glückliche Stunde.

Ich war dort, als die Abendsonne schien.

Die Linde war eine Bienenortel.

Und ihr Duft lag wie heimliches Leuchten in dem Winkel.

Ein paar verirrte Sonnenlichter tasteten über den zerfallenen Grabstein hin, der zur Seite der Tür an die Mauer gelehnt ist. Mit einem Male aber kam ein voller, warmer Sonnenstrahl durch das Lindenlaub und ließ das kleine eiserne Herz, das unter der Laterne hing, aufleuchten, daß es funkelte, wie edles Gold.

Reisezeit und Kofferpacken.

(Was soll man mitnehmen?)

Die Reisezeit steht vor der Tür, und das Problem des Kofferpackens wird aktuell. Der Familienvater verläßt kurz vor der Reise mit einem gewissen Erleichterungsseufzer morgens früh sein trautes Heim, um sich in den „Kampf ums Brot“ zu stürzen — entgeht er doch auf diese Weise der Notwendigkeit, sich um das Kofferpacken zu kümmern, das er vertrauensvoll und zuverlässig der „Schwächeren“ Ehehälfte überläßt.

Diese aber hat den oder die Koffer vom Boden geholt, kniet vor den geöffneten Schränken und treibt verzweiflungsvoll-eifrig praktische Raumlehre, die in der Frage gipfelt: „Wie kriega ich möglichst viel rein?“ Ja, Kofferpacken ist eine Kunst und kostet manches Kopfzerbrechen. Es ist auch geeignet, die Vorfreude an einer Reise und, falls öftere Wiederholungen unterwegs nötig sind, den Genuß an dieser selber beträchtlich herabzuziehen, und doch kann man auch hier sagen, die Sache ist nur halb so schlimm, falls man sie richtig anfängt.

Vor allen Dingen hole Dir, ehe Du beginnst, alles, was Du mitnehmen mußt oder willst, in einem Raume zusammen und erledige die nötigen Vorarbeiten, wie Einwickeln in Papier oder Hüllen, Falten und Zusammenlegen von Kleidungsstücken usw. Dann stelle Dir den zu füllenden Koffer auf einer Kofferbank oder zwei Stühlen so handgerecht, daß Du Dich nicht unnötig oft und tief zu bücken brauchst. Beim Packen selber gilt dann der Leitspruch: „Schweres nach unten, Ecken ausfüllen und fest packen!“ Zuerst unterst wird man also Bücher usw. verstauen sowie das Schubwerk, dessen Hohlräume man mit Kleingegenständen ausfüllt, falls dies nicht die Schuhblöcke (für die Reise gibt es sehr praktische und leichte aus Aluminium) besorgen. Die sich ergebenden Lücken füllt man mit Wäschestücken, namentlich Strümpfen, ideal aus, und natürlich wird in diese Lücken, gut eingewickelt, auch weiterer Kleintatram hineingepackt. Hat man so die erste Schicht vollendet, so beginnt man die zweite mit den bideren Kleidungsstücken, wie Mänteln, Anzügen, Kostümen usw. für kühle Tage und der Wäsche. In dieser Schicht bringt man zweckmäßig auch die leicht zerbrechlichen Gegenstände, wie gerahmte Bilder und Photographien, Schälchen, Döschen, Flaschen usw., unter, natürlich jedes Stück gut eingewickelt und festgepackt. Damit alle Gegenstände festliegen, ist es nötig, daß die einzelnen Schichten möglichst glatt, ohne Unebenheiten, abschließen, und man sichert sie gegen Verrutschen durch Überspannen der Gurtbänder, die sich in den meisten Koffern befinden. Im Notfall breitet man Tücher über die einzelnen Lagen und stopft sie ringsherum fest. Sehr angenehm ist es, wenn größere Koffer Einsätze für die Kleider usw. haben, aber auch sonst muß man sich zu helfen wissen. Zuletzt kommen die leichten, empfindlichen Kleider usw., die man zum Schutz gegen Staub mit einem leichten Tuche bedeckt. In ein kleineres Behältnis, welches man mit ins Abteil nimmt, kommen die Notwendigkeiten der Reise.

Sehr zweckmäßig ist es auch, sich vor dem Packen eine Liste der mitzunehmenden Gegenstände anzufertigen, auf der man dann jeweilig das abstreicht, was man in den Koffer verpackt, möglichst unter Angabe des Ortes — z. B.: „Kleiderbüste, II. I.“ (zweite Schicht, linke Seite), oder „I. M.“ (erste Schicht, Mitte) usw. Das erspart einem später unnützes Suchen und gibt außerdem Gewißheit darüber, ob man auch wirklich alles mitgenommen hat, was vorgesehen war.

Wer so systematisch und praktisch packt, und vor allen Dingen nicht erst im letzten Augenblick damit anfängt, für den wird auch diese zugegebenermaßen schwierige Aufgabe ihre Schrecken verlieren und im Gegenteil zur gern geübten Fertigkeit werden. A. S.